

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

III. JAHRGANG.

N^o 59.

Freitag am 20. November

1840.

⚡ Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zustellung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Raan, Nr. 100, im ersten Stock.

Sonett.

„Nichts trägt an ihm des Dichtergeists Gepräge,
Wie kommt“, fragt mancher, „dieser Mensch zum Eingem,
Dem gar Nichts in der Welt sonst will gelingen,
Der auch zu Allem, wie es scheint, zu träge;

Der Ruhm nicht sucht, der durch des Schicksals Schläge
Schon abgestumpft, wie konnt' er sich erschwingen
Zu Liebesreimen, die erträglich klingen?“
Wer sich darein nicht findet, der erwäge:

Wie nicht dem Schwan Gesang wird zugemuthet,
Wie er ein muthlos, stilles, stummes Wesen;
Doch singt er, wenn die Todeswunde blutet.

Wenn Dichten auch nicht mein Beruf gewesen;
Doch sang ich, als der Pfeil mich unvermuthet
Getroffen, von dem ich nicht kann genesen.

Dr. Preschern.

Der Deserteur.

Waterländische Erzählung von Michael Heinko.

Die sogenannte Feistrikmühle liegt in einem der Uppenthäler Oberkrains. Der wunderhelle, klar durchsichtige Wildbach stürzt sich in Millionen von Brillanten über die malerischen Felsengruppen in ein natürliches Steinbassin herab, fließt von da in die mit dunkelgrünem Wassermoose überzogenen hölzernen Mühlgänge, und treibt in lustigem unermüdeten Spiele die gewichtigen Räder. Hundertjährige Eichen strecken ihre riesigen, dichtbelaubten Arme schirmend über den krystallinen Liebling, auf daß ihn der Sonne Gluth nicht entnerve, daher auch fortwährend erfrischende Kühle diese Hallen des Naturdomes durchweht. Im Hintergrunde steigen die mit Buchen und Eichen bewachsenen Berge empor, deren frischgrüne Linten mit dem ernsten Dunkel der in den Schluchten und Abhängen ruhenden Nadelwälder abwechseln. Den Schluß dieser herrlichen Decoration bilden die schneebedeckten Häupter des Hochgebirges.

Die Mühle ist ein ziemlich ansehnliches, jedoch mit Stroh gedecktes Gebäude, an welches sich ein Wohnhaus, dann Stallungen und Dreschtenne anschließen. Hinter diesen ist ein Obst- und Küchengarten angebracht, der sich dann ohne eine Verjüngung mit den Feldern vereinigt.

Vor dem Hause steht eine Linde, die an Größe und Schönheit mit den nahen Eichen zu wetteifern scheint und kühlenden Schatten verbreitet. Darum steht an ihrem Fuße ein von drei steinernen Bänken umgebener eben solcher Tisch, dessen Gestalt erweist, daß er in früherer Jugendzeit als Mühlstein im raschen Wirbel sich herumtrieb.

Der Gesang der Amseln, Droseln und andern Vögel, welche sich beständig in der Nähe des Wildbaches aufhalten, bildet mit dem Brausen desselben, dann dem genauen und richtigen Tacte des Mühlwerkes, eine angenehme Harmonie, welche selbst dadurch nicht gestört wird, daß das eine Mühlrad unbefugter Weise in den Gesang der Vögel pfuschen will, und in gleichzeitigen Zwischenräumen einen gedehnten Pfiff hören läßt.

Der letzte frühere Besitzer dieser nicht nur so anmutigen sondern auch einträglichem Realität, Johann G—r, war gestorben, und hatte in Folge mehrerer erlittenen Unglücksfälle nicht unbedeutende Schulden hinterlassen. Dessen einziger Sohn Martin—statt durch Fleiß und Sparsamkeit das Schicksal zu versöhnen—ergab sich dem Trunk und Spiel, schwärmte mit andern eben so übel gestitteten Burschen in der Gegend herum, und vergeudete in Kurzem sein Hab und Gut. So kam es, daß die Feistrikmühle im Jahre 18.. im Executionwege öffentlich veräußert wurde, und Michael L—r, der reiche Müller aus M^t im nahen Kärnten, solche für seinen Sohn Joseph erstand, welcher dieselbe auch sogleich übernahm. Joseph, ein schöner, mit kräftigem, natürlichem Verstande gerüsteter Mann von 25 Jahren, schritt rasch und mit unermüdetem Eifer zur Herstellung der ganz vernachlässigten Realität, und baute und zimmerte, bis die Mühle in verjüngter Gestalt dastand.

Martin G—r trieb sich eine Zeit lang in der Gegend herum, und ließ noch einige Excessen von sich vernehmen, wornach sein Name verscholl und das Gerücht sich verbreitete, er sei zum Militär abgestellt worden.

Bei der Thätigkeit und Umsicht Joseph L—r's konnte es nicht fehlen, daß die Feistrikmühle in Kurzem wieder

beträchtliche Renten abwarf. Die Wohlhabenheit so wie die für seinen Stand namhaften Kenntnisse und das musterhafte, männliche Betragen L—r's hatten zur Folge, daß er allgemeine Achtung genoß, und die Würde eines Schulzen, oder wie man es bei uns nennt — Oberrichters erhielt. Sehr natürlich ging es bei so bewandten Umständen zu, daß L—r einige Zeit darauf Marien, die wegen ihrer Unmuth und Sittsamkeit ringsherum bekannte Tochter des Schullehrers M—r zu Feistritz, als Ehegattin heimführte, daß sie in der Liebe des Ehrenmannes glücklich war, und daß in einem Jahre darauf L—r einen herrlichen, blühenden Knaben in den Armen seiner Gattin sah.

Fast gleichzeitig hatte sich L—r's kleine Familie um noch eine und zwar etwas sonderbare Person vermehrt. Dieses war Johann M—r, der ältere Bruder des Schullehrers zu Feistritz, Mariens Oheim, welcher zu L—r kam, herzlich empfangen wurde, und ohne viele Umstände in der Mühle sich einquartirte. Es hieß von ihm, er habe in seiner Jugend etwas flott gelebt, sei jedoch ein muthiger, unternehmender Bursche gewesen und dann freiwillig zum Militär eingetreten. Gegenwärtig war er ein hagerer Mann, im Alter stark über die sechzig, schritt jedoch noch fest und ungebeugt einher, so zwar, daß Jedermann, der die hohe, martialische Greisengestalt und das Kreuzchen an gelb und schwarzem Bande im Knopfloche des Sonntagsrockes sah, ohne Frage wissen konnte, ein Grenadier-Invalide stehe vor ihm.

Der alte Johann hatte acht und zwanzig Jahre, und drunter meistens vor dem Feinde, gedient, war sechs-mal — jedoch durch Gottes Waterhand geschirmt, nie gefährlich — verwundet worden und zweimal in feindliche Gefangenschaft gerathen. Er war eine lebende Chronik aller Begebenheiten des letzten Krieges, den er mitgekämpft hatte, und mit Erstaunen erregendem Gedächtnisse wußte er, bewaffnet mit einer, mit einem thurmähnlichen Deckel versehenen, an einem nicht weit vor die Lippen reichenden Rohre befestigten Tabackspfeife, ohne welche man ihn eigentlich nie sah, alle bestandenen Affairen mit der genauesten Beobachtung der Zeitfolge und pünctlichsten Angabe auch der geringsten Umstände zu erzählen, wobei er mit immer steigendem Affecte und jugendlichem Feuer vortrug. Allein ein tüchtiger Geograph oder ein rigoroser Historiker wäre bei den — obgleich durch Lebhaftigkeit und Humor ausgezeichneten Erzählungen Johanns in Verzweiflung gerathen: denn vergeblich hätte der erstere alle Landkarten und Statistiken der Welt zu Rathe gezogen, um jene Orte darin zu finden, welche der alte Grenadier nach ihrer Lage genau bezeichnete; der Historiker dagegen hätte Feldherren dem Namen nach kennen gelernt, von deren Existenz ihm gar nicht geträumt hatte. Der alte Johann besaß nämlich die Eigenschaft seiner Landsleute, fremde Namen sich zwar anzueignen, selbe jedoch nach eigener Manier zur leichtern Aussprache umzuformen, in hohem Grade, was dem würdigen Pfarrer des eine Viertelstunde entfernten Dorfes Feistritz, der häufig den Richter L—r besuchte und sich gerne mit dem alten Johann unterhielt, sehr viel

Unterhaltung gewährte. Dieser gebildete Mann verbesserte zwar durch seine gediegenen Kenntnisse die unzähligen Schnitzer des Grenadiers, brachte denselben jedoch zu Nichts weniger als zu einer richtigern Bezeichnung.

Am Pfingstmontage des Jahres 18.. Abends saßen der Pfarrer, der Schulmeister, der Invalide, L—r und dessen Gattin an dem bekannten Steintische unter der Linde, und hörten dem Kriegshelden zu, der — den unentbehrlichen, unzähligemal auslöschenden Pfeifenstümmel im Munde und eben so oft Feuer schlagend — eine höchst ergögliche Geschichte erzählte, wie er sich einmal mit einem pffifigen wiener Kinde vom Regimente Deutschmeister aus eigener Macht und ohne ein Lösegeld abzuwarten, aus der französischen Gefangenschaft befreite. Der Alte hatte auch die Gewohnheit, die in seinen Erzählungen vorkommenden Personen redend einzuführen, was im gegenwärtigen Falle allgemeines Lachen erregte, indem der gute Johann, trotz aller Gelegenheit dazu, doch Nichts weniger als gut deutsch gelernt hatte, welcher Sprache jedoch L—r und dessen Gattin vollkommen kundig waren. Die lautgewordene Heiterkeit, noch mehr die kräftige Stimme des alten Grenadiers hatten den in Mariens Schooß schlummernden, mit einem seidnen Luche bedeckten Säugling geweckt, welcher nicht unterließ, sein Erwachen mit heller Stimme kund zu thun. Nachdem er sich durch Schaukeln und die Küsse der liebenden Mutter nicht zufriedenstellen, sondern vielmehr vermuthen ließ, daß es ihn nach Erquickung gelüste, so verließ Maria die Gesellschaft und ging hinter der Mühle über einen Steg in die kühlen Schattengänge der Eichen, von dort führt ein Fußpfad durch dichtes Gebüsch auf den Gipfel der hinter der Mühle befindlichen Felsenpartien, welche auf der andern Seite eine mit üppigen Bauholz bewachsenen, von Alpenblumen duftenden Hügel bilden. Wegen der wunderschönen Aussicht, die man dort nach dem Dorfe Feistritz und dem lieben Waterhause genoß, hatte L—r seiner Gattin daselbst an ihrem Lieblingsplätzchen eine Nasenbank und eine Laube errichtet. Hierher wandelte Maria mit ihrem Kinde, das sich an der Mutterbrust bald beruhigte und bald wieder einschummerte. Sie ließ sich auf die Nasenbank nieder und sah in das liebreizende, von der Abendsonne beleuchtete Thal hinab nach ihrem Waterhause und dem Kreuze im Kirchhofe, welches der geliebten, früh verbliebenen Mutter Grab bezeichnete. Mariens gefaltete Hände und ihr thränenfeuchtes Auge zeigten, daß sie in stillem Gebete der Verewigten gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichische Gnomem.

Von Doctor und Bibliothecar Richter.

(Siehe die Nummern 47 — 50 dieses Jahrganges.)

(Fortsetzung.)

22. Unter den Deutschen, welche bei 400 Jahre die Donaulinie gegen die Römer vertheidigten, erscheinen die Markomannen und Quaden stets nebeneinander im Vordergrunde, und daraus erklärt sich das Schild, welches die

Honoriani Marcomanni seniores und juniores, eine Art römischer Ehrengarde, welche sich stets bei dem römischen Magister Peditum des Occidentis befand, führten. Es war nämlich bei Jenen (den Seniores) eine weiße Scheibe mit goldgelbem Rande, darin sich zwei grünliche oder bläuliche Schlangen dergestalt um einen Stab hinauf wanden, daß sie einander die Köpfe zukehrten und den runden rothen Knopf oder Ball des Stabes zu bewachen schienen, dessen Fußgestell übrigens roth gefärbt war. Bei Diesen, den Juniores, war das ganze Schild roth, Schlangen, Rande- und Unterfaß des Stabes weiß. Nach Andern waren die Schlangen gelb, das Schild einfach und ohne Kreis. Die wappenkundigen Archäologen, welche diese markomannischen Schilder commentirt haben, wollen wissen, daß diese Schlangen ein Symbol der wachsamten Klugheit der markomannischen Nation gewesen, welche bekanntermaßen zum Theil im Viertel ob und unter dem Manhart gewohnt haben soll. Da die Schlangenklugheit nach den Worten der heil. Schrift: „Seid klug, wie die Schlangen“, ein Ingrediens der christlich-apostolischen Klugheit abgiebt, so darf sich auch die christliche Staatsklugheit derselben bedienen. Die Zweifzahl der um den Stab sich windenden Schlangen soll die Einigkeit zweier Fürsten (nicht den Hermesstab) darstellen, die weiße Farbe die Aufrichtigkeit, die rothe die Herrschaft (imperium), die grüne — Kraft und Stärke, die gelbe aber eine blühende, glückliche Regierung bedeuten. — Das Feldzeichen der Markomannen aber war eine halbe Schlange von gelber Farbe in weißem Felde mit goldenem Schild-Nabel, und unterhalb des Kopfes der Schlange war noch von derselben Farbe, wie die Schlange, ein halber Mond zu sehen. Dieses Zeichen läßt fast dieselbe Auslegung, wie die Obige zu, mit dem kleinen Unterschiede, daß hier sowohl die Klugheit als der Mond, des Himmels Nachtlicht, in ihrer Halbheit vorgebildet sind, was jedenfalls einer mißliebigen Deutung fähig wäre, wie alle Halbheiten. — Mit aller Achtung vor der Gelehrsamkeit der Archäologen, und abgesehen von den Halbheitbildern in der markomannischen Heraldik, sei hier die Bemerkung vergönnt, daß die beiden Schlangen ebensowohl die markomannisch-quadische Völker- als Fürstenklugheit darstellen können, und daß der nordösterreichische (cisdanubianische) Völkerdualismus der Deutschen und Slaven, der in der österreichischen Geschichte eine so große Rolle spielt, hier gleichsam vorgebildet erscheint. Beide Nationen sind bis auf heutigen Tag die ersten Grundelemente der nordösterreichischen Population; roth und weiß sind noch heute Oesterreichs (freilich aus einem andern historischen Grunde) wie Mährens Grundfarben (in dem geschachten mährischen Adler); deutsch und slavisch sind die Hauptsprachen des österreichischen Nordens, und da die weiße Farbe die österreichische Aufrichtigkeit und Cordialität, die rothe aber die Herrschaft (imperium) durch Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Sitteneinfalt, Laubeneinfalt andeuten, so wären ja wahrhaftig die Bedingungen christlicher Weisheit, nämlich die Schlangenklugheit und Laubeneinfalt, schon einigermaßen vorhanden gewesen, auf welchen die deutschen und slavi-

sehen Missionäre seit Karl dem Großen das Gebäude des christlich frommen Oesterreich auführten, — und es erklärte sich die Schnelligkeit, womit die alten verfallenen, christlichen Gotteshäuser wieder aufgerichtet wurden, und die Slaven an das Wasser eilten, um sich durch die heilige Laufe vom heidnischen Schmutze reinigen zu lassen. —

23. Das Christenthum und das Feudalsystem waren von dem an die beiden großen Hebel der Besitzung und öffentlichen Ordnung dieseits und jenseits der Donau, und der Gehorsam das organische Prinzip des öffentlichen Wohles. — Die Herrschaft und Nachbarschaft der Deutschen germanisirten den österreichischen Slaven, die Scheidewände der Sprache und des National-Sinnes oder Gefühles reichten nicht bis an die Wölbung der Kirche Christi, — und die lateinische Diplomatie förderte den Ideen-Verkehr. Aber die Braut Christi ist nur eine friedliche Vermittlerin, und sie war damals noch zu jung in Oesterreich, um den zeitweis aufloernden Hader beider Nationen zu bewältigen. Auch bedurfte das orientalische Element des Ausräumens bei zunehmender Germanisirung der Slaven einer Stärkung. So ist durch den unerforschlichen Rathschluß Gottes geschehen, daß sich zu den zwei nordischen Völkerelementen Oesterreichs das dritte, das magyrische, bleibend gesellte, das im Nothfalle, d. h. im wilden Zerstörungskampfe deutscher und slavischer Nationalkraft, Ruhe gebot, und lange als dräuendes Unwetter am östlichen Himmel den deutschen wie den slavischen Oesterreicher zum Beten und zur Einigung für Religion und Civilisation nöthigte. — Jene Zeit mag eben darum füglich die Zeit der großen Firmung germanisch-slovenischer Christenheit, wie später die Türkenkriege die Zeit der Firmung magyrischer Christenheit genannt werden, der es selbst nicht an Martyrern fehlte, wiewohl die Acten derselben nicht so vollständig gesammelt und zusammengestellt werden konnten, als anderwärts geschehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Neues.

(Eine Lehrkanzel.) Ein Engländer, der ein passionirter Schachspieler ist und Hut man heißt, giebt sich viele Mühe, seinen Lieblingswunsch durchzuführen, es nämlich dahin zu bringen, daß in allen Schulen Unterricht im Schachspiele gegeben werde. Es sollen sich viele einflußreiche Männer für die Sache interessieren. —

(Eine Dampf-Ackerbaumaschine) wird im Colosseum in Regent's Park in London gezeigt. Von einer stehenden Maschine verzweigen sich unter dem Boden hin lange Röhren, diese leiten mittels eines leeren Raumes die Kraft der Maschine an den erforderlichen Punkt, wo ein leichtes Locomotiv ohne Kessel und Herd arbeitet, und alle ländlichen Geschäfte, das Pflügen, Eggen, Säen, Ernten, Entwässern u. s. w. verrichtet. —

(Sprachmaschine.) Herr Faber in Wien, der Erfinder der Sprachmaschine, hat an derselben eine wesentliche Verbesserung vorgenommen. Es ist ihm nämlich gelungen, durch eine Veränderung in der Stimmgänge die Maschine in zehn verschiedene Tonlagen übergehen zu lassen, so daß die aufgegebenen Sätze und Töne nicht mehr monoton, wie früher, ausgesprochen werden. Demnach könnte die Maschine sogar kleinere Gesangstücke vortragen. —

Zeittafel,

durch welche man für das ganze Jahrhundert von 1890 bis 1899 jeden Wochentag nach dem gegebenen Jahres- und Monatstage bestimmen kann.

Tabelle I.							Tabelle II.							Tabelle III.
Bezeichnungsbuchstaben für die Jahre.							Monatstage.							Monate.
a.	n.	c.	u.	o.	i.	e.	1	2	3	4	5	6	7	
.	.	.	1800	1801	1802	1803	1	2	3	4	5	6	7	
—	1804	1805	1806	1807	—	1808	8	9	10	11	12	13	14	
1809	1810	1811	—	1812	1813	1814	15	16	17	18	19	20	21	
1815	—	1816	1817	1818	1819	—	22	23	24	25	26	27	28	
1820	1821	1822	1823	—	1824	1825	29	30	31	
1826	1827	—	1828	1829	1830	1831								
—	1832	1833	1834	1835	—	1836	a	e	i	o	u	c	n	Jänner. October.
1837	1838	1839	—	1840	1841	1842								
1843	—	1844	1845	1846	1847	—	e	i	o	u	c	n	a	Mai.
1848	1849	1850	1851	—	1852	1853								
1854	1855	—	1856	1857	1858	1859	i	o	u	c	n	a	e	August.
—	1860	1861	1862	1863	—	1864								
1865	1866	1867	—	1868	1869	1870	o	u	c	n	a	e	i	Februar. November. März.
1871	—	1872	1873	1874	1875	—								
1876	1877	1878	1879	—	1880	1881	u	c	n	a	e	i	o	Juni.
1882	1883	—	1884	1885	1886	1887								
—	1888	1889	1890	1891	—	1892	c	n	a	e	i	o	u	September. December.
1893	1894	1895	—	1896	1897	1898								
1899							n	a	e	i	o	u	c	April. Juli.
x							Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	x

Gebrauch der Zeittafel.

Ist ein Jahres- und Monatsdatum gegeben, und wird gefragt, welcher ein Tag der Woche dieses Datum sei, so suche man zuerst in den sieben Colonnen links (Tabelle I.) die Jahreszahl, und den über der Jahreszahl stehenden Bezeichnungsbuchstaben, sodann in der letzten Colonne (Tabelle III.) den Namen des gegebenen Monats. Weiter suche man in den sieben mittleren Colonnen (Tabelle II.) den früher links gefundenen Bezeichnungsbuchstaben, und über diesem Buchstaben stehen sodann die Daten aller Sonntage des bestimmten Monats, und neben diesen rechts und links in gewöhnlicher Folge die übrigen Tage einer jeden Woche.

Eine Ausnahme dieser Regel findet für die Schaltjahre, welche in den sieben Colonnen links (Tabelle I.) stets hinter denen mit — bezeichneten Colonnen stehen, und zwar nur für die Monate Jänner und Februar statt. Sind die gegebenen Daten aus solchen Jahren und Monaten genommen,

so ist nicht der über der Jahreszahl in der Colonne befindliche Buchstabe als bezeichnend zu nehmen, sondern der Buchstabe, der in der nächst vordern mit — durchstrichenen Colonne obensteht, und über diesem wird man dann in den sieben rechtsseitigen Colonnen die fraglichen Sonntagsdaten finden.

Für den currenten Gebrauch kann diese Zeittafel durch zwei Stecknadeln regulirt werden, indem man am ersten Tage eines jeden Monats mit einer der Nadeln den Namen des Monats in der Tabelle III., mit der zweiten aber die Sonntagscolonne in der Tabelle II. besteckt, wodurch sich die übrigen Tage der Woche, wie oben gesagt, von selbst eraeben.

Damit man aber von dem ersten Sonntage eines jeden Monats die übrigen Tage der Woche weder vor noch nach dem Sonntagsdatum zu zählen braucht, um den Namen eines Datums zu erfahren, bringt man in der Tabelle II. in den untersten Colonnen einen genau in diese passenden Zettel an, worauf die Namen der Wochentage geschrieben, und durch stehende Linien genau nach der Tabelle geschieden sind, wie dies das folgende Muster zeigt.

Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
---------	--------	----------	----------	------------	---------	---------	---------	--------	----------	----------	------------	---------	---------	---------

Wird nun unter den zwei Buchstaben n und c der untersten Reihe der Tabelle II. in die daselbst stehenden Vierecke ein Einschnitt von oben nach unten nach den Linien x gemacht, so kann der mit den Wochentagen beschriebene Zettel eingeschoben werden, welchen man dann am ersten eines jeden Monats so stellt, daß der Name Sonntag unter die Daten der Sonntage des eingetretenen Monats zu sehen kommt; auf diese Weise erhält man für den ganzen Monat die Namen der Tagesdaten, wodurch die zweite Stecknadel entbehrlich wird.

Mit Hilfe dieser, nach der Anleitung des Hrn. K e n t i s c h entworfene Zeittafel (siehe Theaterzeitung vom 7. April d. J. Nr. 24) kann man jeden Wochentag sowohl für vergangene als künftige Jahre und Monate des angezeigten Jahrhunderts finden, ohne erst irgend eine Berechnung zu machen, wie dies bei dem Gebrauche der Tafeln, welche in dem illyrischen Blatte Nr. 28 und 29 vom 9. und 16. Juli d. J. vorkommen, geschehen muß, und erreicht damit denselben Zweck auf eine ganz einfache Art.

Laibach am 31. October 1840.

Nr.